

Zur Marxschen Geldtheorie.

Von

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

I.

Geldtheoretische Ausführungen spielen in allen sozial-ökonomischen Werken von M. eine große Rolle. Die ersten 100 Seiten des „Kapital“ ebenso wie dessen Vorläufer, die Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“, beschäftigen sich fast ausschließlich mit geldtheoretischen Problemen. Was aus den nachgelassenen Aufzeichnungen M.s zum II. und III. Band des „Kapital“ und zu den „Theorien über den Mehrwert“ zusammengefügt worden ist, läßt — in Gemeinschaft mit den bereits erwähnten Werken — den Grundriß eines umfassenden geldtheoretischen Lehrgebäudes erkennen, in dem schlechthin jedes Geldproblem von einiger Wichtigkeit seine Stelle hätte. Aber dieses weitläufige Gebäude ist von M. nicht zu Ende geführt worden, ja sogar in manchen Teilen kaum über die ersten skizzenhaften Entwürfe hinausgediehen. Die Aufgabe, das Werk M.s zu vollenden, d. h. auf Grund der in allen Teilen der M.schen Schriften zerstreuten Abhandlungen und Randglossen die Idee des Ganzen, aus dem sie offenbar fließt, zu gewinnen und die M.sche Geldtheorie systematisch nachzuschaffen, stößt auf große Schwierigkeiten. Denn bei M. ist die Geldtheorie unlöslich mit seinem Gesamtsystem verknüpft, so daß ein derartiger Versuch einzig im Zusammenhang mit einer entsprechenden Leistung für die übrigen Teile des Systems einige Aussicht hätte, Brauchbares zustande zu bringen. In diesen Schwierigkeiten mag die Erklärung dafür liegen, daß bis heute eine zureichende, systematische und kritische Darstellung von M.s Geldtheorie fehlt. Was von marxistischer Seite über dieses Thema geschrieben wurde, behandelt entweder Spezialprobleme (so z. B. die große Diskussion über Goldproduktion und Teuerung, die in „Die Neue Zeit“ in den Jahren 1912 und 1913 geführt wurde) oder dient mehr der Popularisierung als der wissenschaftlichen Vertiefung. HILFERDING hat die geldtheoretischen ersten Kapitel seines „Finanzkapital“ auf die Probleme seines Hauptthemas zugespitzt und weicht überdies in entscheidenden Punkten (Geldzeichentheorie, Verhältnis von Wert und Preis usw.) bewußt erheblich von M. ab¹⁾.

Im nichtmarxistischen Lager wieder wurde die Bedeutung der M.schen Geldtheorie bisher kaum gewürdigt. Was etwa HOFFMANN in seiner „Kriti-

1) Vgl. hierzu KAUTSKYS Kritik in Die Neue Zeit XXIX/1 und XXX/1.

schen Geschichte der Geldwerttheorien“ (1907) darüber schreibt, haftet ganz an der Oberfläche.

Neuerdings hat nun H. BLOCK sich mit dem Problem befaßt²⁾. Er gibt eine kurze Darstellung der M.schen Theorie über Geld und Kredit (S. 1—30), der er dann eine ausführlichere Würdigung der Geldtheorie folgen läßt (S. 31—45). Die Kritik will er einer künftigen Untersuchung vorbehalten.

Der untrennbaren Verbindung der Geldtheorie mit dem Gesamtsystem von M. versucht B. dadurch Rechnung zu tragen, daß er verspricht, „ausführlich den Zusammenhang zwischen der Geldlehre und den übrigen Theorien MARXENS, insbesondere der Werttheorie“, zu untersuchen (S. 44). Die Bedeutung des B.schen Buches liegt nun darin, daß es einen ersten Versuch gründlicher Analyse der M.schen Geldtheorie darstellt. Hingegen scheint es als systematische Nachschöpfung der M.schen Geld-Lehre, trotz mancher scharfsinniger Ausführungen über deren Problematik, im ganzen mißlungen. Denn B. gibt gerade vom Wesen dieser Lehre ein ganz unzureichendes, in vielen Punkten unzutreffendes Bild. Zur Begründung dieses Urteils ist es notwendig, auf das Wesen der M.schen Geldtheorie näher einzugehen.

II.

„Alle Wissenschaft — heißt es im „Kapital“ (III/2, 352) — wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen.“ Wo immer eine Lehre von KARL MARX zur Debatte steht und die Bemühung um deren Verständnis zum Nachdenken über die Voraussetzungen M.s Anlass gibt, ist es notwendig, sich diese Unterscheidung von Wesen und Erscheinung in ihrer ganzen Tragweite zu verdeutlichen. Denn sie gibt der „Kritik der politischen Ökonomie“ den „vulgärökonomischen“ Systemen gegenüber ihr Gepräge. Wenn die Vulgärökonomie dadurch charakterisiert sein soll, daß sie bloß „Erscheinungsformen“ systematisiert (I/47 Anm. 32), dann haben wir uns klar zu machen und, wo von M. die Rede ist, überall festzuhalten, was unter dem Begriff des „Wesens“ ihm als Thema der politischen Ökonomie in Frage steht.

M. geht davon aus, daß dem gesellschaftlichen Zusammenhang der Menschen eine Funktion zukommt, deren Ausübung die Voraussetzung für alle anderen gesellschaftlichen Akte ist: die „Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens“. Diese unerläßliche Bedingung jedes gesellschaftlichen Seins macht von einer gewissen Stufe an die Teilung der Arbeit in immer größerem Umfange notwendig. Während aber unter der Herrschaft der vorbürgerlichen Produktionsweisen die Stellung der einzelnen Personen im arbeitsteiligen gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß sich eindeutig offenbart in ihrem Verhältnis zu den produzierten Gegenständen, wie überhaupt in ihren eigenen persönlichen Beziehungen, besteht in der bürgerlichen Produktionsweise jene Übereinstimmung nicht. In der warenproduzierenden Gesellschaft verschwinden die im Produktionsprozeß bestehenden Verhältnisse unter gesellschaftlichen Formen, hinter denen sie erst eine eingehende Analyse wieder zu

2) Vgl. H. BLOCK, Die Marxsche Geldtheorie. Jena, Fischer 1926, 145 S.

entdecken vermag. Einem römischen Sklaven erscheint seine Sklavenstellung im Produktionsprozeß als das, was sie ist in allen persönlichen Angelegenheiten seines Sklavenlebens, und es bedarf keines Marxisten, um ihn darüber aufzuklären. Ein moderner Unternehmer, mag er im Produktionsprozeß die ausschlaggebendste Rolle spielen, ist „vor dem Gesetz“ seinem Bürodiener gleich und kann über die gesellschaftliche Grundstruktur wie über den Sinn seiner eigenen Funktion die absurdesten Vorstellungen haben. „. . . Wenn es ein Werk der Wissenschaft ist, die sichtbare, bloß erscheinende Bewegung auf die innere wirkliche Bewegung zu reduzieren, so versteht es sich ganz von selbst, daß in den Köpfen der kapitalistischen Produktions- und Zirkulationsagenten sich Vorstellungen über die Produktionsgesetze bilden müssen, die von diesen Gesetzen ganz abweichen und nur der bewußte Ausdruck der scheinbaren Bewegung sind. Die Vorstellungen eines Kaufmanns, Börsenspekulanten, Bankiers sind notwendig ganz verkehrt. Die der Fabrikanten sind verfälscht . . .“³⁾.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Leistungen des arbeitenden Einzelnen im arbeitsteiligen bürgerlichen Produktionsprozeß ihre faktische gesellschaftliche Bedeutung haben — sonst würde die Gesellschaft sehr bald zu existieren aufhören. Die dadurch bedingte Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesellschaft wird verschleiert durch die bürgerlichen Rechtsnormen, auf Grund deren sich die Menschen als freie, selbständige, voneinander unabhängige Subjekte gegenüber treten. Was dem einzelnen sichtbar wird, sind die Phänomene der Konkurrenz, der „Kampf ums Dasein“, also wesentlich die Angelegenheiten der eigenen und anderer privater Wirtschaften. Einsicht in die Struktur des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses ist durch eine Beschreibung der juristischen Formen, unter denen er sich vollzieht, nicht zu gewinnen. Aber ebensowenig kann nach M. eine Systematisierung von Tatsachen des zwischen den einzelnen Personen sich vollziehenden Güteraustausches und seiner Einrichtung zum Ziel führen. Vielmehr ist davon auszugehen, daß unter den Kategorien der bürgerlichen Ökonomie die wirklichen Produktionsverhältnisse sich verstecken und erst durch eine gründliche Analyse darunter zu erkennen sind.

Was für M. in der politischen Ökonomie Wesen und was Erscheinung ist, läßt sich daher so ausdrücken: als Wesen gelten immer die tatsächlichen, historisch bedingten gesellschaftlichen Verhältnisse des Produktionsprozesses; bloße Erscheinungsform dagegen sind die juristischen und sonstigen Kulturformen, unter denen der Produktionsprozeß sich abspielt, insbesondere aber die scheinbar auf dingliche Tatbestände weisenden Kategorien, als da sind Ware, Wert, Geld, die erst durch Rückgang auf jene Verhältnisse wirklich zu klären sind. Als erste und gleichsam elementarste dieser Kategorien behandelt M. den Begriff der Ware.

Was unterscheidet ein Sachgut schlechthin, etwa das selbstgefertigte Schuhwerk in einer geschlossenen Hauswirtschaft, vom Schuhwerk als Ware? Keine natürliche Eigenschaft. Beide können als Dinge vollständig gleich und

3) Kapital III/1, 297.

daher beliebig vertauschbar sein. Die Betrachtung des Verhältnisses zwischen den Eigentümern des Gutes in einer beliebigen, auf Selbstbedarf gerichteten Produktionsweise und dem produzierten Ding einerseits, Warenbesitzer und Ware andererseits führt näher auf die in Frage stehende Eigentümlichkeit. Nicht in der eigenen Wirtschaft des Produzenten, nicht im Gebrauch seiner Familie oder seines Herrn stellt sich für ihn heraus, ob die Ware ihren gewollten Zweck erfüllt, sondern auf dem Markt: nämlich durch die Tatsache, ob und wie teuer er sie verkauft.

Die Entscheidung hierüber jedoch hängt ab vom gesamten gesellschaftlichen Austauschprozeß, auf den er meist so gut wie keinen Einfluß besitzt und den er im einzelnen gar nicht überblicken kann. Er erfährt nur, was er für die Ware eintauscht, ihr „Tauschwert“ kommt ihm deutlich zu Gesicht; das Schicksal der Ware nach dem Tausch, die Erfüllung ihrer Bestimmung als Gebrauchswert vollzieht sich in einer anderen Sphäre.

Es erhebt sich die Frage, ob die Bestimmung des Tauschwertes etwa als blinde Resultante zahlloser freier Willensentscheidungen Einzelner erfolge, und damit der Markt als Inbegriff subjektiver Wertung, also letzten Endes als Gegenstand der Individual- oder der Massenpsychologie zu begreifen sei, oder ob sich trotz der Schwankungen der Entscheide, vielleicht den Wertenden unbewußt, ein Gesetz durchsetzt, das durch die scheinbar souveränen Bewegungen von Angebot und Nachfrage eher verdunkelt als offenbar wird? Die Antwort versucht M. durch die Analyse des rein gefaßten Tausches zu geben. Danach ist der Tauschwert der Ware prinzipiell nur der Ausdruck des in ihr enthaltenen Wertes; das Maß des Wertes ist die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Dieser Sachverhalt liegt nach M. letzten Endes den Tauschhandlungen insgesamt zugrunde. Individuelle Schätzungen, Angebot und Nachfrage, alle Tatsachen der Konkurrenz sind abgeleitete Phänomene, deren ausschließliche Beschreibung unseren Blick nie unter die Oberfläche würde dringen lassen.

Das Geheimnis der Warenwirtschaft liegt darin, daß der Beitrag des einzelnen Warenproduzenten zur Reproduktion des Lebens der Gesellschaft sich nicht bemißt an dem Nutzen, den das Produkt als solches ihm selbst gewährt, sondern nach der Höhe des Warenwertes, der im Tauschwert sich ausdrückt. Durch die Gleichung des Tauschwertes erfährt der Warenproduzent, was seine individuelle Arbeit der Gesellschaft wert ist. Aber wie geht das zu? Auch die Ware, die er im Tausch empfängt, ist doch ein Produkt individueller Arbeit. Wie ist es möglich, daß die individuelle Arbeit des Warenproduzenten entsprechend dessen Beitrag zum gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß gewertet und er auf diese Weise — trotz seiner scheinbaren Freiheit zu produzieren, was und wieviel er will — notwendig bestimmt wird, seine Arbeit nach den Erfordernissen jenes Prozesses zu gestalten? Dies ist die Grundfrage der M.schen Wertlehre.

In anderen Produktionsweisen erhält sich die Gesellschaft dadurch, daß die Arbeit jedes Gesellschaftsgliedes unmittelbar bestimmt wird durch das gesellschaftliche Bedürfnis, das sie zu befriedigen berufen ist. Wie diese

Selbsterhaltung in der warenproduzierenden Gesellschaft sich regeln soll, wo, dem Anschein nach, jeder nach freiem Ermessen produziert, geleitet weder durch das Gebot seiner eigenen Bedürfnisse noch durch den Befehl einer die gesellschaftlichen Bedürfnisse überschauenden, planmäßig disponierenden Gewalt, ist zunächst ein Rätsel. Das Problem dieser Regelung ist es, das M. durch seine Wertlehre zu lösen sucht.

Sie ruht auf dem Gedanken, daß in jeder Art von Warenproduktion die Erhaltung des materiellen Lebens der Gesellschaft nur dadurch ermöglicht wird, daß die Menge der Güter, die der Produzent für sein Produkt eintauschen kann, sich bemißt nach dem Anteil, den die auf das zu verkaufende Gut aufgewandte Arbeit am gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß hat. Nur insofern dieses Gesetz, das Wertgesetz, sich durchsetzt, kann in einer Gesellschaft freier Warenproduzenten die Produktion trotz Mangels eines umfassenden Plans in der für die Existenz der Gesellschaft notwendigen Weise aufrecht erhalten werden. Nur dadurch kann sie im ungefähr richtigen Verhältnis auf die einzelnen Produktionszweige verteilt werden⁴⁾. Nicht also der Umfang der vom Einzelnen geleisteten individuellen Arbeit ist ausschlaggebend dafür, was er als Resultat des Tauschprozesses zu erwarten hat; sondern das Maß dieses Resultats ist der soeben gezeigte Anteil. Dieser aber läßt sich allein messen durch denjenigen Teil der Gesamtarbeitszeit, den die Gesellschaft im Augenblick des Verkaufs innerhalb der durch die Notwendigkeit der Reproduktion ihres Lebens gegebenen Grenzen auf das betreffende Gut verwenden kann, d. h.: durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die auf das Gut entfällt⁵⁾.

Im Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit hat M. zwei sich scheinbar widersprechende Bestimmungen, nämlich die der technisch erforderlichen Durchschnittsarbeit, sowie des gesellschaftlichen Bedürfnisses, dialektisch verschmolzen. Mit der Aufwendung gerade der bei einem bestimmten Stande der Technik notwendigen Durchschnittsarbeit ist erst eine Bedingung erfüllt, um die individuelle Privatarbeit zur gesellschaftlich notwendigen zu machen. Selbst wenn nämlich alle Einheiten einer Ware A technisch einwandfrei hergestellt wurden, mag es sich herausstellen, daß die auf dem Markt angebotene Gesamtmenge größer ist, als die Gesellschaft unter den gegebenen Verhältnissen aufzunehmen gewillt und imstande ist. In diesem Falle ist die zweite Bedingung nicht eingehalten, es wurde mehr Arbeit auf die Gesamtmasse der Ware A aufgewendet, als für die Gesellschaft „notwendig“ ist, als dem „gesellschaftlichen Bedürfnis“ entspricht, ein Teil von ihr ist daher verschwendet, bildet keinen Wert. Denn nur dann zählt die auf eine Ware verwendete Arbeit als gesellschaftlich notwendige, wenn „das Gesamtquantum gesellschaftlicher Arbeit, welches auf die Gesamtmasse dieser Warenart verwandt wird, dem Quantum des gesellschaftlichen

4) Die Gesetze der Konkurrenz sind nach M. sekundär: mit ihrer Hilfe setzt sich das Wertgesetz in der Wirklichkeit durch.

5) Kapital I, 71 f., III/1, 160 ff., III/2, 173 ff.

Bedürfnisses für sie entspricht, d. h. des zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnisses“⁶⁾).

Die individuelle Arbeit des Einzelnen wird also gewertet nach der in ihrem Produkt steckenden gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, d. h. als Produkt individueller Arbeit ist die Ware ein nützliches Ding und hat Gebrauchswert; insofern sie aber „Wert“ verkörpert, der sich im Tauschverhältnis zu anderen Waren offenbart, hat sie Tauschwert und stellt den Anteil des Produzenten an der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, also ein gesellschaftliches Verhältnis dar. Sie ist „unmittelbare Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert“⁷⁾, „ein sinnlich übersinnliches Ding“⁸⁾).

Das Wesentliche an der den vorstehenden Ausführungen zugrunde liegenden M.schen Analyse ist die Erkenntnis, daß und warum nicht etwa die individuelle, sondern die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit das Maß im Austauschprozeß bildet. Die Unterscheidung dieser beiden Arten von Arbeit, die Feststellung des Doppelcharakters der Arbeit, hat M. selbst — neben seinen grundsätzlichen Untersuchungen über den Mehrwert — als „das Beste“ an seinem Buch bezeichnet, auf dem „alles Verständnis der Tatsachen“ beruhe⁹⁾).

Eine Betrachtung, welche die Waren, nur insofern sie nützliche Dinge sind, sowie deren Produktion und Austausch zum Gegenstand der Untersuchungen macht, also nur die „sinnliche“, nicht die „übersinnliche“ Seite der Ware im Auge hat, wird mit dem M.schen Ergebnis nichts anzufangen wissen. Dagegen würde M. von ihr sagen, daß sie den eigentlichen Zweck der Wissenschaft, nämlich durch die Erscheinungsform hindurch das Wesen der Dinge zu sehen, nicht erfülle. Für ihn ist in der Lehre von der Ware die ganze Welt der Güter und was in ihr vorgeht, Erscheinungsform. Isoliert betrachtet ist dieser Bereich ein Komplex mechanischer Prozesse. Darin werden sichtbar Verausgabung von Arbeitsenergie und deren physiologische Erneuerung, Form- und Ortswechsel von greifbaren Dingen, gewisse Gesetzmäßigkeiten und die sachlichen Einrichtungen aller Art, die bei diesen Prozessen mitwirken. Allerdings setzt eine Erforschung der unter den Erscheinungen verborgenen gesellschaftlichen Verhältnisse eine Beschreibung und Systematisierung der sichtbaren Phänomene notwendig voraus. Dort aber, wo diese Voraussetzung schon für die Lösung der Aufgabe der politischen Ökonomie genommen wird, verfällt diese nach M. dem gleichen Schein, in den der wirtschaftende Mensch als solcher notwendig eingesponnen bleibt, nämlich dem, was M. „den Fetischcharakter der Ware“ nennt¹⁰⁾. Dieser Ausdruck muß hier kurz erläutert werden.

Der Fetischismus verwandelt „den gesellschaftlichen ökonomischen Charakter, welchen Dinge im gesellschaftlichen Produktionsprozeß aufgeprägt erhalten, in einen natürlichen, aus der stofflichen Natur dieser Dinge entspringenden Charakter“¹¹⁾. Daß der gesellschaftliche Charakter der Leistung

6) Kapital III/1, 172. — 7) Zur Kritik der Politischen Ökonomie, S. 19. — 8) Ebenda S. 21. — 9) Briefwechsel III, 395. — 10) Kapital I, 37. — 11) Kapital II, 196.

in der Warenproduktion nicht an der individuellen Arbeit sichtbar und allgemein bewußt wird, ist schon betont worden. Die Eigenart dieser Produktionsweise bringt es daher mit sich, daß der aus der Leistung erwachsende Anspruch auf einen entsprechenden Teil des Gesamtarbeitsproduktes der Gesellschaft unter einer anderen Form in Erscheinung tritt. M. lehrt, daß es eben dieser Inhalt ist, durch den ein Gut den Charakter der Ware als eines Trägers von „Wert“ erhält. Der Fetischismus liegt darin, den Ursprung des Wertes in den konkreten Eigenschaften des Dinges (Heizwert der Kohle usw.) zu suchen, statt in der gesellschaftlichen Relevanz der vom Produzenten geleisteten Arbeit, die sich in den Dingen gleichsam verkörpert. So scheinen die Proportionen, in denen sich gewisse Waren austauschen, aus ihrer Natur zu entspringen, während in diesen „Gleichungen“ die fortwährende Reduktion der „allseitig voneinander abhängigen Privatarbeiten . . . auf ihr gesellschaftlich proportionelles Maß“ versteckt ist¹²⁾.

Was hier in Beziehung auf die Ware gesagt wurde, gilt für alle Kategorien der Warenwirtschaft, insbesondere für Kapital und Geld. Überall handelt es sich darum, daß Naturdinge „mit sonderbar gesellschaftlichen Eigenschaften“ nicht erkannt werden als das, was sie sind, nämlich als Darstellungen gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse. M. glaubt die Regelung des Austausches durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit als Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Warenwirtschaft erkannt zu haben. Nicht durch unmittelbare Angabe der Arbeitsstunden kann sich diese Regelung vollziehen, sondern nur durch die Relationen des Austauschprozesses. Die dialektische Entwicklung der Bestimmungen, die schon in der einfachsten einer solchen Relation sich vorfinden, führt zum Geld. Die Darlegung, „daß die Form: 20 Ellen Leinwand gleich 1 Rock nur die unentwickelte Basis von 20 Ellen Leinwand gleich 2 Pfund Sterling, daß also die einfachste Warenform, worin ihr Wert noch nicht als Verhältnis zu allen anderen Waren, sondern nur als unterschiedenes von ihrer eigenen Naturalform ausgedrückt ist, das ganze Geheimnis der Geldform und damit in nuce aller bürgerlichen Formen des Arbeitsproduktes enthält“¹³⁾, diese Darlegung hat die entscheidende systematische Aufgabe, das Geld als notwendig im Wesen der Warenwirtschaft begründet zu erweisen. Denn: wenn der Anteil der zur Produktion einer Ware aufgewandten individuellen Arbeit an der gesellschaftlichen Gesamtarbeit nur dadurch in Erscheinung treten kann, daß diese Ware in Beziehung tritt zu anderen, die relative Wertform annimmt, und aus dieser Notwendigkeit sich die Aussonderung einer bestimmten Ware als allgemeines Äquivalent zwingend ergibt, dann ist nach dem vorigen das Geld als eine *conditio sine qua non* der Warenwirtschaft deduziert. „Weil das Produkt nicht als unmittelbarer Gegenstand der Konsumtion für die Produzenten produziert wird, sondern nur als Träger des Wertes, sozusagen als Anweisung auf bestimmtes Quantum aller Darstellungen der gesellschaftlichen Arbeit, sind alle Produkte gezwungen, als Werte sich eine von ihrem Dasein als Gebrauchswerte unterschiedene Daseinsform zu geben. Und es ist diese Ent-

12) Kapital I, 41. — 13) Briefwechsel III, 383.

wicklung der in ihnen enthaltenen Arbeit als gesellschaftliche, es ist die Entwicklung ihres Wertes, die die Geldbildung bedingt, die Notwendigkeit der Ware, sich als Geld für einander darzustellen — was bloß heißt: als selbständige Daseinsformen des Tauschwertes —, und sie können dies nur, indem sie eine Ware aus der Gesamtheit ausschließen, alle ihre Werte in dem Gebrauchswert dieser ausgeschlossenen Ware messen, die in dieser ausschließlichen Ware enthaltene Arbeit daher unmittelbar in allgemeine gesellschaftliche Arbeit verwandeln“¹⁴⁾.

Nach der M.schen Theorie kann eine entwickelte Warenwirtschaft ohne Geld weder faktisch existieren noch überhaupt gedacht werden. Weit entfernt, „ein pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel“ zu sein zur Beseitigung gewisser Unbequemlichkeiten des Tauschverkehrs, gilt bei M. das Geld als konstitutives Element jeder Produktionsweise, in der der Privatarbeit juristisch unabhängiger Produzenten die Reproduktion des „gesellschaftlichen Lebens“ zugeschoben wird. Die Analyse der Ware, als des charakteristischen Elementes der warenproduzierenden Gesellschaft anders produzierenden Gesellschaftsformen gegenüber, führt zum Geld als der notwendigen Ergänzung der Ware.

Geld ist eine Ware und als solche ein „sinnlich-übersinnliches Ding“. Sinnlich ist ihre Naturalform, ihr Dasein als natürliches Ding und demzufolge auch ihre Eignung, irgendwelche Bedürfnisse zu befriedigen — ihr Gebrauchswert, der ihr abgesehen von allen Geldfunktionen zukommt. Übersinnlich ist sie als Ausdruck eines gesellschaftlichen Verhältnisses dadurch, daß sich in ihr ein bestimmter Anteil an der gesellschaftlich notwendigen Gesamtarbeit verkörpert.

Die Geldware unterscheidet sich von allen anderen Waren dadurch, daß sie als „allgemeines Äquivalent“ regelmäßig den Anteil jeder Ware an der gesellschaftlichen Arbeit widerspiegelt, gleichsam „individuelle Inkarnation der gesellschaftlichen Arbeit“¹⁵⁾ ist, oder, anders ausgedrückt: „die Ware, deren Naturalform zugleich unmittelbar gesellschaftliche Verwirklichungsform der menschlichen Arbeit in abstracto ist“¹⁶⁾. Ob und in welchem Verhältnis alle anderen Arbeitsprodukte faktisch gesellschaftliche Arbeit verkörpern, stellt sich nach dem Gesagten erst im Austausch heraus in dem Augenblick, wo sie die „Wertform“ annehmen. Erst nach Vollzug des Austausches weiß der Warenbesitzer, ob seine Waren in einer faktischen Tauschrelation überhaupt vorkommen. Dagegen folgt aus der Funktion der Geldware als allgemeinen Äquivalentes, daß ihresgleichen in irgendeiner Form innerhalb der Warenwirtschaft Bestandteil jeder Tauschrelation sein muß. Die als Geld fungierende Ware ist deshalb die einzige, die regelmäßig und sicher der Bestimmung gerecht wird, um derentwillen Waren produziert werden, ihr Besitz allein verbürgt einen jederzeit realisierbaren „Anspruch auf ein entsprechendes Quantum des in der Gesellschaft vorhandenen Warenvorrates“. Zusammenfassend läßt sich etwa sagen, „daß das Geld in der Tat nichts anderes ist als ein besonderer Ausdruck des gesellschaftlichen Charakters der

14) Theorien über den Mehrwert III, 172. — 15) Kapital I, 101. — 16) Kapital I, 106.

Arbeit und ihrer Produkte, der aber als im Gegensatz zu der Basis der Privatproduktion stets in letzter Instanz als ein Ding, als besondere Ware neben anderen Waren sich darstellen läßt¹⁷⁾.

Ebenso wie die Ware ist das Geld als Ding nicht faßbar, sein Wesen erschließt sich nach M. nur dem, der es als „Produktionsverhältnis“ erkannt hat. Schon seine Eigenschaft als Ware verleiht dem Geld diesen Charakter, und auch seine Sonderstellung gründet sich auf spezielle gesellschaftliche Beziehungen. Der Ausschluß einer Ware als allgemeinen Äquivalentes beruht auf gesellschaftlichem Übereinkommen und wirkt sich aus in der eigentümlichen Stellung des Geldbesitzers allen Warenbesitzern gegenüber: in seinen Händen ist die „allgemeine Ware“, um deren Besitz jeder Eigentümer einer „besonderen“ Ware sich abmüht; ihr Besitz bedeutet direkte Verfügungsmöglichkeit über jede ihrer Wertgröße entsprechende Menge beliebiger Produkte gesellschaftlicher Arbeit. Infolge der Eigentümlichkeit der Warenwirtschaft muß der Warenproduzent überdies an einer bestimmten Stelle des Produktionsprozesses jenen Punkt erreichen, an dem er entsprechend seiner, nach gesellschaftlichen Arbeitsstunden sich bemessenden individuellen Arbeit Verfügung über beliebige Produkte fremder Privatarbeit erhält, wenn der Reproduktionsprozeß ungestört weiter verlaufen soll.

Von diesen Verhältnissen weiß der Warenproduzent in der Regel nichts. Er sieht ein Ding, das Geld, mit der besonderen Eigenschaft, daß alle Waren ihre Werte in ihm ausdrücken und gegen das jeder Warenbesitzer das Produkt seiner Arbeit herzugeben bereit ist. Weit entfernt davon, unter diesem Tatbestand gesellschaftliche Verhältnisse zu vermuten, ist er überzeugt, es hier mit Natureigenschaften der Geldware zu tun zu haben; in M.s Sprache heißt das, daß er das Geld zum Fetisch macht. Entsprechend charakterisiert sich der „Fetischismus“ in der Theorie dadurch, daß in der Lehre vom Geld nicht etwa die Untersuchung derjenigen Eigentümlichkeiten des Produktionsprozesses in der Warenwirtschaft das Fundament bildet, als deren äußeres Zeichen die technischen Hindernisse eines regelmäßigen Warenaustausches ohne Geld erscheinen. An Stelle einer solchen Analyse schiebt sich vielmehr eine Beschreibung derjenigen natürlichen Eigenschaften der Geldware, die sie zur Überwindung jener Schwierigkeiten geeignet machen.

Der für die Beurteilung der Rolle des Geldes im M.schen System entscheidende Gedankengang ist also dieser: Nur wenn die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit den Warenaustausch regelt, ist eine Gesellschaft von Warenproduzenten lebensfähig. Diese Regelung findet nicht auf rationalem Wege statt. Vielmehr wissen die austauschenden Menschen nichts und können nichts wissen von der Anzahl der auf ihr Produkt entfallenden gesellschaftlich notwendigen Arbeitsstunden. Es genügt, wenn der Anteil jedes einzelnen an der gesellschaftlichen Gesamtarbeit und sein darauf sich gründender Anspruch auf gesellschaftliche Arbeitsprodukte sich dadurch geltend macht, daß er für das eigene ein äquivalentes Produkt eintauscht. Was jeweils seinem Produkt tatsächlich äquivalent ist, d. h. wieviel gesellschaftlich notwendige

17) Kapital III/2, 142.

Arbeitszeit dieses enthält, ergibt sich aus der jeweiligen gesellschaftlichen Gesamtsituation, an der nicht nur seine eigene und die einzutauschende Ware, sondern der gesamte Waren- und Kräftevorrat der Gesellschaft mitspricht. Damit dieser Einfluß aller Waren zur Geltung komme, d. h. also damit der Produzent wirklich entsprechend seinem Anteil an der gesellschaftlichen Gesamtarbeit fremde Produkte erhalte, müssen nicht nur zwei, sondern alle Waren kommensurabel sein, eine Notwendigkeit, die sich der Gesellschaft als äußerer technischer Zwang aufdrängen mag. Es bedarf einer Ware, die als allgemeines Äquivalent von den übrigen Waren ausgeschlossen wird, des Geldes. Die Notwendigkeit des Geldes wurzelt also in den tiefsten Struktureigenschaften der warenproduzierenden Gesellschaft. Je weiter sich die Warenproduktion entfaltet, um so weitläufiger werden die Konsequenzen dieser Notwendigkeit, um so vielfältiger die Funktionen, die das Geld zu erfüllen berufen ist. Das Verständnis aller Eigenschaften des Geldes, insbesondere seiner Formbestimmtheiten in der hochentwickelten kapitalistischen Wirtschaft, hängt ab von der Einsicht in die erwähnten grundlegenden Zusammenhänge.

III.

Den Zugang zum Verständnis der Geldtheorie M.s hat sich nun BLOCK von vorneherein durch völliges Mißverständnis der für M. fundamentalen Unterscheidung zwischen Wesen und Erscheinung verbaut. Seiner Meinung nach handelt es sich lediglich darum, „zwei Betrachtungsweisen zu unterscheiden, denen M. die Gegenstände seiner Forschung unterwirft, die aber in seiner Darstellung regelmäßig ungetrennt durcheinander laufen . . .“ (S. 61): eine „sozialphilosophische“ und eine „wirtschaftstheoretische“. Die erstere sehe z. B. im Gelde ein gesellschaftliches Verhältnis, und das sei ein Gedankengang, der mit Wirtschaftstheorie nichts zu tun habe. „Ein philosophischer Inhalt, fährt B. fort, läßt sich nicht in ökonomische Kategorien einordnen . . . Ich widme also den geldphilosophischen Betrachtungen M.s einen besonderen Abschnitt¹⁸⁾ und beschäftige mich hier nur mit dem ökonomischen Begriff des Geldes. Unter Geld im ökonomischen Sinn versteht M. eine Ware, die durch ihre natürliche Beschaffenheit befähigt ist, die Funktion eines allgemeinen Äquivalents allen anderen Waren gegenüber zu übernehmen“ (S. 62).

B. verwandelt also die M.sche Unterscheidung von Wesen und Erscheinung in zwei grundsätzlich verschiedene Betrachtungsweisen, die bei M. zu Unrecht durcheinanderlaufen und die man deshalb fein säuberlich auseinanderhalten müsse. Dazu ist zu sagen, daß es eine „wirtschaftstheoretische“ Betrachtung im B.schen Sinne bei M. gar nicht gibt, denn sie würde genau auf das hinauslaufen, was M. an den Vulgärökonomem tadelt: auf eine Beschreibung und Systematisierung bloßer Erscheinungsformen ohne den Versuch, zu deren

18) Dieser Abschnitt enthält zwar sehr anregende Ausführungen über das Verhältnis von ADAM MÜLLER und SIMMEL zu M., nach der Behandlung der eigentlichen „wirtschaftsphilosophischen“ Probleme wird man darin aber vergebens suchen.

Wesen vorzudringen. Deutlich zeigt das eine Betrachtung der angeblichen „ökonomischen“ Definition des Geldes durch M. als einer Ware von besonders eigentümlicher natürlicher Beschaffenheit. Hiernach wäre M. selbst dem oben charakterisierten „Fetischismus“ zum Opfer gefallen. Betrachten wir diese sonderbare Definition etwas näher und besinnen uns darauf, was Marx unter einer „Ware“ versteht, so stehen wir mitten in der „philosophischen“ Betrachtungsweise, die doch in einen besonderen Abschnitt verwiesen werden sollte. Denn nach M. besteht das Wesen der Ware eben darin, daß sie nur als „sinnlich-übersinnliches“ Ding zu fassen ist, daß sie — wie alle anderen ökonomischen Kategorien — „nicht eine Sache ist, sondern ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen“¹⁹⁾. Diesen Grundgedanken des M.schen Systems hat B. offenbar nicht verstanden und deshalb angenommen, es sei möglich, die ökonomischen Kategorien bei M. als wesentlich gleich mit den gleichlautenden der klassischen Ökonomie anzusehen²⁰⁾.

„Was ist das eigentlich Marxistische an der M.schen Geldtheorie?“ fragt B. (S. 44), und er antwortet: Nicht die einzelnen Theorien sind es, sondern die Art und Weise, wie M. die verschiedenen Lehrsätze seiner Vorgänger untereinander verschmolzen und in sein System eingefügt hat.

Vergleicht man diese Antwort mit dem, was oben über den Gehalt der M.schen Geldtheorie gesagt wurde, so zeigt sich deutlich, wie wenig ihr Wesen in dem B.schen Buche erfaßt ist. Die großartige Leistung M.s, die Schöpfung einer „gesellschaftlichen Theorie des Geldes“ aus seiner Grundkonzeption der warenproduzierenden Gesellschaft heraus, wird für B. zu einer „eigenartigen“ Verbindung und Eingliederung verschiedenster Elemente, eine Synthese, der B. seine Anerkennung nicht versagen will. Im übrigen glaubt er aber, feststellen zu müssen, daß M. auf keinem Gebiet „derartig unselbständig gearbeitet habe“ wie auf dem der Geldtheorie, und daß es ein leichtes sei, sie „in ein Stück Merkantilismus, ein Stück Produktionskostenlehre, Quantitätstheorie, banking principle und so fort zu zerschlagen . . .“ (S. 33). Was B. hindert, trotz offenbar bester Absicht die eigentliche Leistung M.s zu erkennen, ist seine unglückselige Scheidung wirtschaftstheoretischer und philosophischer Elemente in M.s System. Die Theorien, die M. von seinen Vorgängern (bewußt und unter genauester Angabe der Quellen) übernommen hat, betreffen durchweg die Welt der Erscheinung. Deren Beschreibung legte M. seiner Darstellung zugrunde, häufig nicht ohne sie in fruchtbarer Weise verändert oder ergänzt zu haben. So z. B. die Quantitätstheorie, als deren Geltungsbereich er die Zirkulation von Staatspapiergeld mit Zwangskurs

19) Kapital I, 731.

20) Dem scheint folgender Satz B.s zu widersprechen: „Marx übernimmt von der klassischen Ökonomie den begrifflichen Apparat, aber er löst die einzelnen ökonomischen Kategorien . . . in soziale Verhältnisse auf, Verhältnisse, die in verschiedenen Phasen der Entwicklung verschiedene Struktur aufweisen“ (S. 42). Damit will B. aber lediglich sagen, daß die Klassiker die fraglichen Begriffe als ewige Kategorien ansahen, während M. ihre historische Bedingtheit betont habe.

nachwies. Aber auf diese Beschreibung von Erscheinungsformen kam es M. gar nicht an. Die Einfügung derartiger Theorien in sein System ist durchaus sekundär gegenüber seinem Versuch, den Geldschleier zu zerreißen und nachzuweisen, daß „das Rätsel des Geldfetisches“ nichts anderes ist als „das sichtbar gewordene, die Augen blendende Rätsel des Warenfetischs“²¹⁾.

Auf die Angriffe, die B. gegen die M.sche dialektische Methode richtet, sei hier nicht näher eingegangen. Sie sind weder neu, noch zeugen sie von besonderer Sachkenntnis, noch sind sie von Belang für die Beurteilung der M.schen Geldtheorie²²⁾.

Hingegen ist es notwendig, wenigstens zum Teil auf die Kritik einzugehen, die B. an dem im M.schen System fundamentalen und für die Geldtheorie äußerst wichtigen Begriff der „gesellschaftlich notwendigen Arbeit“ übt. Ihr Inhalt ist ungefähr folgender:

1. Gesellschaftlich notwendige Arbeit bedeutet bei M. ursprünglich technisch durchschnittliche Arbeit. Da diese Fassung in der Durchführung auf Schwierigkeiten stößt, gab M. dem Begriff „eine neue Wendung“: notwendig für den Bedarf der Gesellschaft (S. 49)²³⁾.

2. Gesellschaftlicher Bedarf läßt sich nicht in Arbeitsstunden ausdrücken, denn „das Bedürfnis ist keine objektiv feststehende Größe, sondern wird durch die Geldmittel bestimmt, über welche die Nachfrage verfügt, und durch die Preise, die sie auf dem Markt vorfindet“ (S. 113, 51)²⁴⁾.

21) Kapital I, 59.

22) M. — heißt es bei B. (S. 39 f.) — „erniedrigte“ (?), „verflacht“ die Dialektik zur Naturgesetzlichkeit, sie wird durch ihn „deformiert“ zu einer „völlig in der Luft schwebenden, geradezu sinnlos gewordenen Methode“ (S. 35) und verleitet ihn zu Beweisführungen mittels „taschenspielerhafter Auswechslung der Begriffe“ (S. 39). Im Gegensatz zur These von der dialektischen Flüssigkeit der Begriffe habe „M. selbst sehr wohl die Notwendigkeit festumrissener Begriffe erkannt: ‚In solcher allgemeinen Untersuchung wird überhaupt immer vorausgesetzt, daß die wirklichen Verhältnisse ihrem Begriff entsprechen‘ . . .“ Man sieht auf den ersten Blick, daß es sich hier um ein ganz naives Mißverständnis B.s handelt. Die von ihm an dieser Stelle aufgeführten Zitate haben mit der Frage, ob Begriffe festumrissen oder flüssig sein sollen, gar nichts zu tun, sondern sind lediglich eine Beschreibung der sog. „Isoliermethode“. Der Irrtum B.s ist um so unbegreiflicher, als er selbst in diesem Zusammenhang die klassischen Sätze von ENGELS (III/1, XVI) über das Wesen der Begriffe bei M. zitiert.

23) Unsere Interpretation des Begriffes „ges. notwendige Arbeit“ wurde oben (S. 197 f.) skizziert. B.s These von der „neuen Wendung“ widerspricht der von ihm selbst erwähnten Tatsache, daß sich nicht nur, wie er sagt, „Ansätze“, sondern eindeutige Ausführungen über den Zusammenhang von Wert und gesellschaftlichem Bedarf sowohl in der „Kritik der politischen Ökonomie“ (S. 8 ff., 20) als auch im „Kapital“ (I, 72) finden.

24) Daß das gesellschaftliche Bedürfnis keine fixe Größe ist, wußte niemand besser als M.: „Seine Fixität ist Schein. Wären die Lebensmittel

3. Die „neue Wendung“ führt geldtheoretisch zur Quantitätstheorie (S. 51, 55, 96, 112); ferner

4. zur Bestimmung des Wertes durch die Konkurrenz, welche aber nur Abweichungen vom Wert erklären kann. „Würde also der Wert durch die Konkurrenz konstituiert, so würde eine Kraft, die nur Abweichungen von der Norm bewirken kann, die Norm selbst inhaltlich bestimmen“ (S. 53)²⁵;

5. zur Hineintragung subjektivistischer Elemente in die objektivistische Wertlehre (S. 54, 58, 94)²⁶;

6. zur Theorie von der Bildung des Wertes durch die dispositive und spekulative Tätigkeit des Unternehmers (S. 54)²⁷; und schließlich

7. zu einem *circulus vitiosus*, da M. die Verteilung aus der Produktion

wohlfeiler oder der Geldlohn höher, so würden die Arbeiter mehr davon kaufen, und es würde sich größeres ‚gesellschaftliches Bedürfnis‘ für diese Warensorten zeigen, ganz abgesehen von den Paupers usw., deren ‚Nachfrage‘ noch unter den Schranken ihres engsten physischen Bedürfnisses steht . . . Die Grenzen, worin das auf dem Markt repräsentierte Bedürfnis für Waren — die Nachfrage — quantitativ verschieden ist von dem wirklichen gesellschaftlichen Bedürfnis, ist natürlich für verschiedene Waren sehr verschieden . . .“ (Kapital III/1, 168). — Für jeden bestimmten Zeitpunkt läßt sich sinnvoll das gesellschaftliche Bedürfnis als bestimmte Resultante einer Unzahl von Faktoren denken und sagen, daß zu seiner Befriedigung bei gegebenem Stand der Produktivkräfte eine bestimmte Menge von konkreten Arbeitsstunden (die sich in der marktlosen, zentral geleiteten Wirtschaft errechnen ließen), notwendig ist.

25) Der Wert wird bei M. nicht durch die Konkurrenz „konstituiert“, sondern „nur vermittelt der Entwertung oder Überwertung der Produkte werden die einzelnen Warenproduzenten mit der Nase darauf gestoßen, was und wieviel die Gesellschaft davon braucht oder nicht braucht“. (ENGELS, von B. zitiert, S. 50.) Wenn Angebot und Nachfrage sich aufheben, so ist damit alle angebotene Ware als gesellschaftlich notwendig anerkannt. Überwiegt das Angebot, so zeigt das an, daß mehr Arbeit auf die betreffende Ware verwendet wurde, als dem zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnis entspricht. Überwiegen der Nachfrage ist ein Anzeichen für das Gegenteil: die Gesellschaft ist bereit, ein größeres Quantum Arbeit auf eine Ware anzulegen, als darauf von dem isolierten Produzenten aufgewendet wurde. (Kapital III/1, 157—174.)

26) Die Argumente B.s begründen zwar nicht seine These, sondern zeigen nur deutlich, daß sich die M.sche Wertlehre nicht in das Schema „subjektive“ oder „objektive“ Werttheorie einspannen läßt.

27) Dieser Einwand wurde - nach TATJANA GRIGOROVICI - von HEINRICH VON SYBEL 1872 zum ersten Male geäußert. Wenn wir auch den Hauptergebnissen der G.schen Schrift nicht zustimmen können, so scheint sie uns doch gerade diesen Einwand als haltlos erwiesen zu haben. Vgl. die von B. öfters zitierte Schrift „Die Wertlehre bei MARX und LASSALLE“, Wien 1908, S. 6—16.

ableitet, während hier umgekehrt die Produktion auf die Nachfrage zurückgeführt werde (S. 54)²⁸⁾.

8. Mit der M.schen Geldtheorie stimmt so die erste Fassung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit als technologischer Durchschnitt überein und auch diese nur unter der absurden Voraussetzung, daß sich alle Waren zu ihrem Wert absetzen lassen (S. 55).

9. Die Auslegung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit im technologischen Sinn führt in Verbindung mit der Geldtheorie notwendig zu einer Theorie der krisenlosen Wirtschaft (S. 81, 103).

Aus den hier von B. aufgerollten Problemen gehen wir nur auf diejenigen ein, die unmittelbare geldtheoretische Konsequenzen haben, und begnügen uns bei den übrigen Punkten jeweils mit den kurzen Anmerkungen.

Wir beginnen mit B.s häufig wiederholter Behauptung, daß die „neue Wendung“ geldtheoretisch zur Quantitätstheorie führen müsse.

JAMES STEUART, so sagt M., war „der erste, der die Frage stellt: ist die Quantität des umlaufenden Geldes durch die Warenpreise, oder sind die Warenpreise durch die Quantität des umlaufenden Geldes bestimmt“²⁹⁾? Die Lehrmeinungen, welche die Geldquantität als bestimmendes Moment der Warenpreise betrachten, werden unter dem Begriffe „Quantitätstheorie“ zusammengefaßt. M. lehnt die Quantitätstheorie ab und akzeptiert die Gegenthese. Der Zirkulationsprozeß, welcher nach der stofflichen Seite hin die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens vermittelt, zeigt, isoliert betrachtet,

28) Dieser Einwand ist etwas sonderbar, nachdem B. im vorhergehenden Absatz einen M.schen Satz zitiert, der die Antwort auf ihn bereits enthält: „Es sei hier ganz im Vorbeigehen bemerkt, daß das ‚gesellschaftliche Bedürfnis‘, d. h. das, was das Prinzip der Nachfrage regelt, wesentlich bedingt ist durch das Verhältnis der verschiedenen Klassen zueinander und durch ihre respektive ökonomische Position, namentlich also erstens durch das Verhältnis des Gesamtmehrwertes zum Arbeitslohn und zweitens durch das Verhältnis der verschiedenen Teile, worin sich der Mehrwert spaltet . . .; und so zeigt sich auch hier wieder, wie absolut nichts aus dem Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr erklärt werden kann, bevor die Basis entwickelt ist, worauf dies Verhältnis spielt.“ (Kapital III/1, 160.) Die letzten, von uns gesperrten Worte hat B. weggelassen, da sie ihm offenbar in diesem Zusammenhang belanglos erschienen. Aber gerade in ihnen kommt die M.sche Auffassung am deutlichsten zum Ausdruck. Durch die Verteilung der Produktionsmittel ist nach M. allerdings festgelegt, wieviel von dem Sozialprodukt auf Arbeitslöhne, Mehrwert und Erneuerung des Produktionsapparates unter gegebenen Verhältnissen entfällt, nicht aber, auf welche einzelnen Waren die Lohn-, Gehalt-, Renten- usw. Empfänger ihre Nachfrage richten. Die Einsicht in diesen einfachen Sachverhalt verbant sich B. durch seinen dem M.schen diametral entgegengesetzten Standpunkt; seiner Meinung nach ist „die Nachfrage stets der Ausfluß spontaner Akte und damit der gegebene Ausgangspunkt ökonomischer Systematik“ (S. 54). — 29) Zur Kritik S. 172.

nichts als den eintönigen Prozeß W-G-W, nichts als Formveränderungen der Warenwerte. Die Aufgabe des als Zirkulationsmittel fungierenden Geldes erschöpft sich darin, den Warenwerten die Geldform zu geben. Es stellt „nur reell die in der Preissumme der Waren bereits ideell ausgedrückte Goldsumme dar“³⁰⁾. Daraus folgt, daß in einem gegebenen Zeitabschnitt die Masse des als Zirkulationsmittel fungierenden Geldes bestimmt ist durch die zu realisierende Preissumme der Waren³¹⁾.

Dieses Gesetz, das sich notwendig aus dem M.schen Zirkulationsbegriff ergibt, erfährt im Laufe seiner Untersuchung verschiedene Ergänzungen. Es wird modifiziert durch die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes³²⁾, durch die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel³³⁾, sowie durch die Komplikationen, denen es „in der kapitalistischen Zirkulation mit ihren komplizierten Verkehrsvorgängen und ihren Geldsurrogaten verschiedenster Art unterworfen ist“³⁴⁾. Die Grundstruktur des Gesetzes wird jedoch durch keine dieser Modifikationen geändert, sie läßt sich immer durch die Formel ausdrücken: Preissumme der Waren = Summe des zirkulierenden Geldes.

Auf den ersten Blick scheint sich das M.sche Gesetz von der Quantitätstheorie nur dadurch zu unterscheiden, daß bei M. die linke Seite der Formel die rechte Seite bestimmt, während bei der Quantitätstheorie die linke als abhängige Variable gilt. Jedoch ist der Unterschied viel tiefer: die Quantitätstheorie betrachtet jeweils die gesamte in dem betreffenden Lande vorhandene Geldmenge und setzt sie gleich mit „zahlungsfähiger Nachfrage“. Von dieser Gleichsetzung ist aber bei M. keine Rede, für ihn handelt es sich vielmehr um ein Gesetz, welches die Quantität des zirkulierenden Geldes betrifft. Er will damit nachweisen, daß in der Zirkulationssphäre nie mehr Geld vorhanden sein kann, als dort gebraucht wird; ein etwaiger Überschuß wird beseitigt entweder durch Verlangsamung der Umlaufgeschwindigkeit oder durch Abfließen in die hoards. Eine Einwirkung der Geldmenge auf das Preisniveau, wie es von der Quantitätstheorie behauptet wird, ist demnach für M. bei Geld im eigentlichen Sinne ausgeschlossen. Papiergeld, d. h. Staatspapiergeld mit Zwangskurs, unterscheidet sich vom „Geld“ gerade dadurch, daß es die Zirkulationssphäre nicht verlassen kann und deshalb preissteepernd wirkt, sobald es in einem größeren Nominalbetrag ausgegeben wird, als die für die Zirkulation erforderliche (Gold-) Geldmenge. B. begeht nun den elementaren Fehler, vorauszusetzen, bei M. sei zirkulierende Geldmenge identisch mit der für den Einkauf der Waren verfügbaren Goldsumme, d. h. mit der gesamten zahlungsfähigen Nachfrage. Diese beiden Größen haben aber bei M. unmittelbar gar nichts miteinander zu tun. Zahlungsfähige Nachfrage kommt zustande durch die Verausgabung gesellschaftlich notwendiger Arbeit, das Geld spielt dabei keine konstitutive, sondern lediglich eine deklaratorische Rolle. Wenn B. an anderer Stelle (S. 103) sagt, der M.schen Auffassung liege „im Grunde die Anschauung zugrunde, daß sich Waren

30) Kapital I, 81. — 31) Kapital I, 82. — 32) Kapital I, 84. —

33) Kapital I, 102. — 34) Kapital II, 305.

gegen Waren tauschen“, so hat er damit völlig recht³⁵⁾. Nur dadurch, daß er diese Grundanschauung wieder vergessen hat, kann B. zur Behauptung kommen: bei einer Interpretierung der Werttheorie im Sinne des gesellschaftlichen Bedürfnisses wäre „die auf dem Markt vorhandene (soll heißen die zirkulierende) Geldmenge“ nicht „von der ihr gegenüberstehenden Preissumme“ (soll heißen Summe der zu realisierenden Warenpreise) abhängig, sondern der Geldbetrag, über den die Nachfrage verfüge, also eine gegebene Geldsumme, verteile sich auf die Waren, deren Preis ein aliquoter Teil der Geldmenge sei.

Der Nachweis dafür, daß die M.sche Wertlehre in der „zweiten Fassung“ „bei folgerichtiger Anwendung auf die Geldlehre die Quantitätstheorie in sich schließt“, ist B. mißlungen.

Nicht viel besser steht es mit der These B.s unter 5: nur unter der utopischen Voraussetzung, daß sich alle Waren zu ihrem Wert (im Sinne des technologischen Durchschnitts) absetzen lassen, stimmen Geld- und Werttheorie bei M. zusammen. Denn sonst — so meint er — würden sich „ungleiche Wertquanten austauschen, z. B. würden zehn Werteinheiten in Warenform gegen neun Werteinheiten in Geld ausgetauscht werden und der Rest ließe sich nicht realisieren“ (S. 51). Nun sagt aber B. ausdrücklich, daß sich dieser Teil seiner Untersuchungen nur auf die „einfache Warenproduktion“ beziehe (S. 65), in der sich also nach M. die Werte noch nicht in „Produktionspreise“ verwandeln, sondern der Austausch aller Waren zu ihren Werten erfolgt. Das ist aber durchaus nicht identisch damit, daß nun auch alle Waren, die auf dem Markt erscheinen, tatsächlich abgesetzt werden. Erst nach dem Verkauf weiß der Warenbesitzer, ob und wieviel Wert seine Ware verkörperte. Allerdings gilt für die „einfache Warenproduktion“ bei M. das Gesetz, daß die Waren entweder zu ihren Werten oder überhaupt nicht Absatz finden. Man mag die Richtigkeit dieses Gesetzes bestreiten, was ja wahrlich oft genug geschehen ist, unterstellt man es aber als richtig, dann fällt der B.sche Einwand in sich zusammen. Eine ganz andere Frage ist es, inwieweit die Verwandlung der Werte in „Produktionspreise“ die Wertmaßfunktion des Geldes berührt, eine Frage, die sehr genauer Prüfung bedarf und auf die M. keine ausdrückliche Antwort gibt. Der Lösungsversuch B.s, an Stelle der wertbildenden Arbeit eine „produktionspreisbildende Arbeit“ als Werts substanz anzunehmen (S. 99), erscheint unvereinbar mit der Grundstruktur des M.schen Systems.

Der letzte Versuch B.s, im Zusammenhang mit dem Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeit die M.sche Geldtheorie ad absurdum zu führen, schließt sich an die Behauptung an, daß „jede Ware, soweit sie gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit enthält, notwendig Absatz finden muß“ (S. 81). Hiergegen läßt sich nichts sagen, sofern man die gesellschaftlich notwendige Arbeit nicht fehlerhaft im technologischen Sinn auffaßt. B. fährt aber fort: „Ja, sofern die gesellschaftlich notwendige Arbeit im technologischen Sinn

35) Die weiteren Bemerkungen B.s in diesem Zusammenhang, daß nämlich die Waren sich derart tauschen müßten, „daß kein Rest bleibt“, und daß M. übersehe, „daß die Einheit W-W in die Phasen W-G und G-G zerfallen ist“, sind für jeden Kenner des M.schen Systems einfach absurd.

ausgelegt wird, muß sich der Ablauf der Wirtschaft viel ruhiger und harmonischer vollziehen, als es sich SAY oder RICARDO je hätten träumen lassen . . . Sie leugneten nicht jede Depression; denn gerade durch die Preisenkung sollte die Produktion auf den rechten Weg gewiesen und eine Krise vermieden werden. Auf Grund der M.schen Geldtheorie ist dagegen die konjunkturlöse Wirtschaft, die eine Reihe von Quantitätstheoretikern durch eine geschickte Geldpolitik verwirklicht sehen möchte, aus einer Forderung an die Wirtschaft . . . zur Wirklichkeit gestempelt worden, zu einer Realität, die den Kassandrarufer der M.schen Krisentheorie die Rechtfertigung entzieht“ (S. 81). Folgerichtig müsse also, so sagt B. an anderer Stelle (S. 103), „die M.sche Auffassung zur Leugnung der Krisen führen“.

In diesem Gedankengang steckt ein ganzes Knäuel von Mißverständnissen, dessen restlose Entwirrung hier viel zu weit führen würde. Im wesentlichen beruht B.s Beweisführung auf vier falschen Annahmen, die wir zum Teil schon kennen: daß „das für die Zirkulation erheischte Quantum Gold“ gleich sei mit der zahlungsfähigen Nachfrage; daß alle angebotenen Güter deshalb Absatz finden müßten; daß gesellschaftlich notwendige gleich technologisch durchschnittliche Arbeit sei; daß schließlich M. die aus methodologischen Gründen im I. Band des „Kapital“ vorgenommene Annahme, daß Angebot und Nachfrage sich decken, verabsolutiert habe. Die Sinnlosigkeit der letzten Annahme läßt sich leicht an den folgenden Sätzen zeigen, die gleichzeitig eine treffende Zusammenfassung der M.schen Meinung über einige hier behandelte Probleme geben: „Damit eine Ware zu ihrem Marktwert verkauft wird, d. h. im Verhältnis zu der in ihr enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeit, muß das Gesamtquantum gesellschaftlicher Arbeit, welches auf die Gesamtmasse dieser Warenart verwandt wird, dem Quantum des gesellschaftlichen Bedürfnisses für sie entsprechen, d. h. des zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnisses. Die Konkurrenz, die Schwankungen der Marktpreise, die den Schwankungen des Verhältnisses von Nachfrage und Zufuhr entsprechen, suchen beständig das Gesamtquantum der auf jede Warenart verwandten Arbeit auf dieses Maß zu reduzieren“³⁶⁾.

Die vorstehenden Ausführungen dürften erwiesen haben, daß die B.sche Darstellung und Kritik der M.schen Geldtheorie in keiner Weise gerecht geworden ist. Es erübrigt sich deshalb wohl, auf die vielen anderen Punkte einzugehen, durch deren Erörterung unsere These weiter erhärtet werden könnte. Hingegen soll nochmals betont werden, daß sich in der B.schen Arbeit auch eine Anzahl interessanter Einzelheiten findet, wohl geeignet, zum Nachdenken über die geldtheoretischen Probleme bei M. anzuregen. Wir verweisen auf B.s Ausführungen über das Problem des Goldwertes (S. 65 ff.); über die Schwierigkeiten, die sich durch die Lehre von den Produktionspreisen für die Geldtheorie ergeben (S. 93 ff.); über die Problematik der Horttheorie (S. 103 ff.) u. a. So läßt sich abschließend sagen, daß B.s Buch in gewissem Sinne auch einen Beitrag zu den Vorarbeiten der eingangs geforderten systematischen und kritischen Nachschöpfung der M.schen Geldtheorie bildet.

36) Kapital III/1, 172.